

Leseprobe am Tiefpunkt genial – Karoline Cvancara

1

„Paul, warum unternehmen wir nicht öfter etwas mit Markus? Es war gestern ein wirklich lustiger Abend.“

Wer dachte sich schon etwas dabei, wenn seine Freundin ganz nebenbei diese wohl belanglose Frage stellte? Nun, zumindest nicht ich.

Natürlich wohnte dieser Frage eine gewisse Sympathie bei, die mich hätte hellhörig werden lassen können, allerdings bin ich stets der Meinung gewesen, dass solche Dinge nur anderen passierten. Vielleicht, weil ich im Grunde fest daran geglaubt habe, dass wir uns perfekt arrangiert haben, Stefanie und ich. Ich bin auch der Meinung gewesen, dass sie das ebenfalls so gesehen hat, das hat sie aber wohl doch nicht. Mein Fehler? Vielleicht, aber ich fing doch langsam an, das anders zu sehen. Ich war noch nie ein eifersüchtiger Freund, der achtsam jeden Schritt seiner Freundin überwachte, ganz im Gegenteil. Zu sehr habe ich meinen Freiraum geschätzt, und sie den ihren. Ein Umstand, welchen man ihr auch deutlich angemerkt hat, wenn sie sich aufwendig für irgendein Clubbing oder eine Ausstellung zurecht gemacht hat. Sie hat ihre Freunde gehabt und ich meine, das ist inkompatibel und nicht einmal so schlecht gewesen.

Aber das war auch der springende Punkt, denn in dem Moment, als sie sich für meine Freunde zu interessieren begonnen hat, hätte ich aufhorchen müssen. Aber was machen? Abgesehen von der Tatsache, dass es längst zu spät gewesen ist, als ich mitbekommen habe, was vor sich ging bzw. sie es mir an den Kopf geworfen hat. Was konnte man schon groß dagegen tun, wenn sich der Partner von einem abwandte? Natürlich gab es Männer, die fast schon schizophren ihre Partnerinnen überwachten und mit ihren ständigen Fragen wahrscheinlich die Freundin mehr vertrieben, als an sich banden. Oder, konnte eine Frau einem eifersüchtigen Mann irgendetwas abgewinnen? Ganz ehrlich gesagt, für solch ein Verhalten war ich auch nicht geboren.

Ich dämpfte meine Zigarette aus und ging wieder in den Verkaufsraum hinaus.

In dem Geschäft, in welchem ich arbeitete, hatten wir hinter dem Pult ein kleines Büro, das durch einen Vorhang von der Verkaufsfläche abgetrennt war und in welches ich mich gern für eine Zigarettenpause zurückzog. Das war eine nette Angewohnheit, da man dadurch etwas mehr vom Rauchen hatte, als wenn man zwischen Kundengesprächen und Bücher herausuchen ab und zu an der Zigarette zog.

Stefanie und ich, wir sind irgendwie von Anfang an gut miteinander ausgekommen, ohne viele Worte, von Anfang an. Ich habe sie gesehen und wollte sie ansprechen. So eine Frau konnte man nicht vorbei gehen lassen, aber, wie immer im Leben, wusste ich nicht wie. *Hallo* gehörte zu meinem Standard-Ansprech-Repertoire, das allerdings bis dato nicht erweitert wurde. Wir haben eigentlich nie viel besprechen oder ausmachen müssen, irgendwie hat sie sich in mein Leben gedrängt, und als sie dann bei mir eingezogen ist, ist das schon eine großartige Sache gewesen, außer, dass meine Mutter vor Freude ständig angerufen hat.

Meine Mutter – ein eigenes Kapitel! Ich war ihr einziges Kind, Wunschkind. Es war schon irgendwie unangenehm, wenn man die dreißig überschritt und in Mutterliebe erstickte. Ihr deswegen etwas sagen, konnte ich aber auch nicht. Sie hätte am liebsten jeden Tag angerufen, um zu fragen, wie es mir ging. Zum Glück war ich nicht immer erreichbar und, dass sie mich in der Arbeit anrief, habe ich gerade noch unterbinden können. Für manche Sachen wurde man irgendwann dann doch zu alt. Aber, wenn sie mich einige Tage nicht erreichen konnte, dann rief sie doch im Geschäft an und die Helmuth und Elisabeth hatten wieder einmal etwas zu lachen. Es war ja auch eine nüchterne Welt, da war es positiv, wenn man zur Erheiterung beitragen konnte.

Stefanie hat sich ganz ausgezeichnet mit meiner Mutter verstanden, ganz offiziell. Inoffiziell hat sie sich über die wöchentlichen Anrufe amüsiert und mich mit *Schätzchen* aufgezo-gen, wie meine Mutter mich ständig nannte, was ich abgrundtief hasste. Es sollte da schon Regeln geben, wie man einen erwachsenen Mann ansprach, auch wenn es der eigene Sohn war, vor allem wenn die Freundin dabei war. Aber sie meinte es nett, das war mir schon bewusst, und böse war ich ihr deswegen eigentlich nie, zumindest nicht richtig.

Auf eine recht eigenartige Weise bin ich mit Stefanie sehr verbunden gewesen, obwohl wir in absolut konträren Welten gelebt haben. Verbunden hat uns, dass wir beide gern gelesen haben, und so habe ich sie das erste Mal gesehen, beim Bücher kaufen, wobei mir das Ansprechen weitaus leichter hätte fallen müssen, denn das war es, was ich machte: Bücher verkaufen. Helmut Kleins Buchhandlung, das war mein Arbeitsplatz, seit einer halben Ewigkeit schon. Dabei ist es eigentlich anders gedacht gewesen, aber der kleine Laden auf der Josefstädterstraße unweit des Theaters ist mir ans Herz gewachsen, schon allein wegen seines Charmes, der aus der vielleicht etwas veralterten Einrichtung und der liebevollen Dekoration resultierte.

Es war an dem heutigen Tag recht viel los. Der Frühling machte den Menschen ganz offensichtlich Lust darauf, zu lesen, obwohl man eher annehmen würde, dass es sich im Winter am besten las, da man da sowieso nicht viel draußen machen konnte. Aber im Grunde war es erst Anfang April und der Frühling ließ ja auch noch auf sich warten, zeigte sich zwar in dem einen oder anderen sonnigen Tag, aber alles in allem noch kein Grund, die Wohnung zu verlassen. Ich bediente eine junge Frau mit einer recht netten Suchliste. Nett, weil sie äußerst abwechslungsreich war, und das fand ich immer gut. Engstirnigkeit war etwas, das ich nicht ausstehen konnte. Wir hatten auch einige Bücher ihrer Liste lagernd, den Rest bestellte ich ihr.

Manche Entscheidungen kamen plötzlich, manche brauchten eine Ewigkeit, und nichts war endgültig. Meine Entscheidung, nach der Schule etwas Vernünftiges zu studieren, kam plötzlich und war klar, weniger klar, was ich denn studieren sollte. Jus, Anwalt werden wie mein Vater? Arzt klang fast schon zu vernünftig. Wirtschaft, wie die meisten, zu langweilig. Bloß kein Lehramt. Was blieb, waren sicherlich interessante Studien mit mäßigen Berufsaussichten. Also doch kein vernünftiges Studium. Der Luxus der Jugend war es, zu glauben, man hätte unendlich viel Zeit und alle Möglichkeiten vor sich. Also nahm man sich eine kleine elegante Auszeit und einen netten Nebenjob, der es einem ermöglichen sollte, über die Zukunft zu entscheiden und gleichzeitig auf eigenen Füßen zu stehen.

Wenn man ehrgeizige Pläne betreffend der eigenen Zukunft schmiedete, sah man das Offensichtliche meistens nicht, nämlich, dass man dort, wo man sich gerade befand, im Grunde glücklich war. Das ist mir eines Tages bewusst geworden, als ich mich auf den Weg in die Arbeit machte. Dabei ist es kein langer Weg, den ich jeden Tag zu meinem Arbeitsplatz hinter mich brachte. Ich bog aus der Pfeilgasse in die Lerchengasse, ging dann auf der Josefstädterstraße gerade an den zahlreichen Geschäften und Lokalen vorbei und folgte dem Straßenverlauf bis zur Buchhandlung. Trotzdem ist die Einsicht ganz klar gewesen. Außerdem, eine vernünftige Zukunftsaussicht gab es nicht, ehrgeizige Pläne ja, aber eine sichere Zukunft, nein. Also wurde aus dem netten kleinen Nebenjob eine Lebensaufgabe. Und was für eine, nur dass nichts im Leben endgültig war.

Ich habe mit Helmut gesprochen und meine bis dahin Halbtagsanstellung in eine fixe Anstellung geändert und mich dabei gut gefühlt, Helmut Klein, der Besitzer der Buchhandlung auch, denn ich konnte ohne große Angabe von mir behaupten, viel gelesen zu haben und mich sehr gut auszukennen. Sonst hätte ich den Beruf auch nicht gewählt. Aber so erfüllte es mich, ein Hobby zum Beruf gemacht zu haben. Das konnten nicht viele.

Ein unschlüssiger Mann zog meine Aufmerksamkeit auf sich, weil er nicht nur schon länger mit drei Büchern in der Ecke stand und überlegte sondern, weil er sich beständig umdrehte und zu uns herüber sah. Ich konnte nie verstehen, warum manche Menschen glaubten, in einem kleinen Laden wie unseren, stehen zu müssen. Ich meinte, man schädigte damit garantiert jemanden, der sowieso zu kämpfen hatte. Also beschloss ich, seine Nerven ein wenig zu überprüfen und ging hinüber, um ihn zu fragen, ob ich behilflich sein konnte, obwohl ich wusste, dass Elisabeth, meine Kollegin, erst vor wenigen Minuten bei ihm war. „Nein, nein ich überlege noch“, war seine Antwort, allerdings war er fahrig genug, dass ich ihn nicht mehr aus den Augen ließ. Was er natürlich bemerkte und siehe da, er entschloss sich dann doch recht schnell, keines der Bücher zu kaufen und ging.

Auch als Genussmensch, als welcher ich mich stolz deklarierte, konnte ich nicht ohne Aufgabe und Herausforderung leben. Übertriebenen Ehrgeiz kannte ich nicht, aber Arbeit stand nun einmal im Mittelpunkt des Lebens eines jeden Menschen, verbrachten wir doch zwei Drittel unseres Wachseins mit Arbeit. Eine Erkenntnis, die mich einmal wirklich erschüttert hat, vor allem wenn man bedachte, dass die meisten Menschen in ihrer Arbeit wahrhaftig keine Erfüllung fanden. Und, um die Notwendigkeit einer Arbeit musste man nicht diskutieren. Zum einen brauchte man Geld zum Leben und für die vielen Genüsse, die man sich gönnen wollte, und zum anderen benötigte das Ego eine Bestätigung.

Ich war in meiner Arbeit unentbehrlich, oder nahm an, ich sein unentbehrlich, denn dadurch bekam vieles einen Sinn, deshalb stand ich in der Früh auf und ging mit Freude in die Arbeit, deshalb war es mir auch relativ egal, ob mit Montag eine ganze Woche Arbeit anfang oder der nächste Urlaub weit entfernt war. Wobei jetzt nicht der Eindruck entstehen sollte, jeder Arbeitstag sei eine Erfüllung gewesen, das wäre schlichtweg Selbstbetrug. Es gab Tage und Wochen, in welchen ich nichts weiterbrachte und die Arbeit unglaubliche Überwindung kostete, war doch die Freizeit, da konnte man sagen, was man wollte, um einiges kostbarer. Die Möglichkeit, in diesen Momenten, dem inneren Schweinehund nachzugeben, hatten wohl die wenigsten, wenn überhaupt irgendjemand, und Zweifel, ob man sich für die richtige Sache entschieden hat, gehörten auch dazu. Hat man einen Beruf gewählt, der den Ehrgeiz forderte, sollte man genügend Geld verdienen, hatte aber kaum Freizeit. Hat man einen Beruf gewählt, der genug Freiraum ließ, hatte man zuwenig Geld. Eine einfache Tatsache, die gerade dazu führte, dass man des Öfteren dazu gezwungen wurde, Entscheidungen zu überdenken. Was dabei herauskam, war Zufall.

Es war sechs und wir konnten zusperrern. Der Tag ist äußerst betriebsam gewesen und wir haben alle Hände voll zu tun gehabt, etwas, das ich im Grunde mehr schätzte als Tage, an welchen die Arbeit nur dahin tröpfelte, denn an diesen musste man sich um einiges mehr motivieren, etwas zu tun, als wenn man gleich die Früchte ernten konnte. Helmut und ich standen noch kurz beisammen und rauchten eine Zigarette. Elisabeth leistete uns Gesellschaft, auch wenn sie nicht rauchte. Wir besprachen eine größere Bestellung eines Kunden, die heute eingelangt war und welche ich bearbeiten würde. Dann machte ich mich auf den Heimweg.

Ich bewohnte eine Mietwohnung im achten Bezirk, im Herzen Wiens, so wie ich das sah. Sie war mit neunzig Quadratmetern recht groß und lag im vierten Stock eines Altbaus. Im Grunde war sie ein wenig zu groß für mich, aber ich bin so froh gewesen, in diesem Bezirk überhaupt eine Wohnung zu finden, dass ich sie einfach genommen habe. Die Wohnung lag straßenseitig, was es mir gestattete, dem Treiben auf der Straße zuzusehen. Obwohl, na, eigentlich war sie mehr gassenseitig und das Treiben weniger aufregend, aber ich genoss es, von Zeit zu Zeit rauchend aus dem Fenster zu hängen und ein wenig meine Gedanken schweifen zu lassen.